





weihenfielers Oskar Heffertorn hat Reichspräsident von Hindenburg die Ehrenpatente für die Ehrenpatente...

Bergkoma. Hier machten Schmitzer, wie erst jetzt bekannt wird, nach dem Getreideanbau einen entscheidenden Schritt zu einer gelungeneren, der ein höherer...

Schweid. (Der mitteldeutsche Zentralrat) Trotzdem die amtlichen Verordnungen zur Regelung des Zentralratens...

Leipzig. Die amtlichen Mitglieder der Reichsregierung 1926...

Wera. Ein Kanoniker in Halle. Nach einer Mitteilung des...

Jena. (Schwerer Unfall beim Eisenbahnenbau) Bei dem Zusammenstoß...

Camburg. (Der letzte Sohn) Am Saalberge erschloß sich der 17-jährige...

Wittenberg. (Nach ein Wunder zur Namensänderung) In heiligen...

Nach und Fern.

Ein ungeheurer Bahnhofsstauer. Verhörsfälle, die auf der Strecke Berlin-Schönewitz...

Ein Totgeschehen und Hengestessen. Der Gerichtsdozent...

Ein Großfeuer in einer Gummiabrik. In dem etwa zehn Kilometer westlich...

brach Feuer aus, das an den vorhandenen Altbaumstümpfen reiche...

Schwerer Unfallsverkehr. Auf der Chaussee von Ebernburg...

Ein Zusammenstoß in Kassel. Im Kassel kam es bei einer...

Ein französischer Eisenbahnunfall. Infolge falscher Weichenstellung...

Ein Mordanschlag auf den Reichspräsidenten. Am 1. September...

Ein Mordanschlag auf den Reichspräsidenten. Am 1. September...

Ein Mordanschlag auf den Reichspräsidenten. Am 1. September...

Ein Mordanschlag auf den Reichspräsidenten. Am 1. September...

Bunte Tageschronik.

Berlin. Am Freitag, den 7. September 1926, findet die...

Salle. In Goswig in Anhalt fanden sich Wespen in...

Danzig. Die Teilnehmer am 63. Deutschen Genossenschaftstagen...

Escheimart Albert-Biesebach, ein Telegramm des Reichspräsidenten...

Berlin. Das „Journal Officiel“ veröffentlicht ein Dekret, wonach...

Der Anschlag auf den D-Zug Berlin-Köln

Die Untersuchung im Zusammenhang mit dem Anschlag auf den D-Zug Berlin-Köln...

Zwei Verdächtige.

Die Kriminalpolizei in Hannover hat zwei verdächtige Personen...

Die Vernehmung des Reichs- und Staatskommissars Meißel. In Dortmund...

Ein Verhaftung ohne Änderung der Fernsprechgebühren. Von industrieller Seite...

Am 26. August: Walfisch, getrocknet sonnig, mittelgroße Tagestemperatur...

Wom Leben gehetzt

Roman von J. Schneider-Foersti

Ullsteinverlagsbuchhandlung 1926 durch Verlag Oskar Melzer.

(88. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.) „Was ist es, Martens?“ fragte Guben. „Sei so lieb, Bernhard, und nimm die Platte ab!“

Dina soll kommen und das Zeug wegnehmen und den Boden wieder blank machen. Wir legen uns hernach in mein Zimmer...

Sanders riß das Formular auf und überließ die wenigen Worte: „Haben den Zufallsfall Ihrer Frau ausgetambuschelt. Komme morgen mittag selbst.“

Ein Klirren. Splittern! Die Schale mit Salat lag zertrümmert auf dem Parkett...

Es war der Depeschenbote, der bei Dr. Sanders ein Expressgramm abzugeben hatte.

„Ich bin gestern nach Tisch noch bei ihm gewesen.“ gestand sie, während ein seines Rot über ihr Gesicht lief.



# Das Leben im Wort

1926

★ Unterhaltungsbeilage ★

1926

## Onkel Kornblums schlimme Nacht

Roman von Magdalena Eisenberg

(Nachdruck verboten.)

(Elfte Fortsetzung)

Der Kommerzienrat Alfred Kornblum will seine Nichte Ina Mohr, deren Vermögen angeblich durch Spekulation verlorengegangen, heiraten. Das junge Mädchen aber ist bereits heimlich mit Hans Krampe, der heimlich nach Amerika fährt, verlobt. Kornblum erhält eines Nachts den Besuch einer unerwarteten Erscheinung, die ihm in der Wüste des Todes eine große Summe abfordert. Infolge der Aufregung erkrankt er. Ein Deliktiv Sandmann nähert sich bei der Untersuchung des Falles Ina, die heimlich nach Hamburg flieht. Dort lernt sie in der Not einen Professor Müller kennen, der ihr beihilflich ist. Das junge Mädchen trifft zufällig ihren Verlobten wieder, der dann aber verfehndet und von dem Professor als Verbrecher entlarvt wird.

Ina hatte zwei trostlose Tage verlebt, die ihrem Leben eine neue Wendung gaben. Sie reiste unter der harten Hand des Schicksals schneller, als es sonst vielleicht in ebensoviele Jahren unter gewohnten Verhältnissen möglich gewesen wäre. — Jetzt bekam ihr Verhältnis zu Krampe ein ganz anderes Aussehen für sie. Sie wußte nun, daß dieser Mann, nachdem er erfahren, daß sie nicht die gute Partie war, für die sie in ihres Onkels Hause hatte gelten müssen, sich bewußt von ihr zurückgezogen hatte, und daß seine heißen Liebesbeteuerungen nur Heuchelei gewesen waren. Jetzt glaubte sie auch, daß er wirklich keine Briefe geschrieben hatte, und bat dem Onkel und Hansjörg Sandmann im stillen den Verdacht, die Briefe unterschlagen zu haben, ab.

Ein körperliches Unbehagen verursachte ihr der Umschwung ihrer Gefühle, und nur mit äußerster Anstrengung gelang es ihr, nach außen hin ihr Gleichgewicht zu behaupten. Aber sie mußte sich zwingen. Denn sie war ja nicht „zu Hause“, wo sie sich einfach zu Bett legen und „unpfläglich“ sein durfte, sondern in einer fremden Stadt, im Hotel, umgeben von lauter fremden Menschen. — An der Tatsache, daß Krampe-Moneki von der Polizei gesucht wurde, nahm sie wenig Anteil. Es war ihr zu peinlich, daran zu denken. Auch fühlte sie sich selber in den Fall mit verwickelt, wenn Professor Müller ihr auch das Versprechen gegeben hatte, ihr möglichst alle Unannehmlichkeiten, die aus ihrer ehemaligen Verbindung mit Krampe erwachsen könnten, aus dem Wege zu räumen.

Da kam zur rechten Zeit für Ina Mohr ein Brief ihres Onkels Kornblum, der sie außerordentlich überraschte. „Liebe Ina,“ schrieb er, „von Professor Müller erlaube ich durch Zufall Deine Adresse. Ich bitte Dich dringend, komm sobald als möglich wieder zurück. Meine Festigkeit Dir gegenüber habe ich längst berent und hege den sehnlichsten Wunsch, Dir dieses mündlich erklären zu können. Sei also nicht kleinlich, sondern laß alles wieder zwischen uns sein wie früher. In einem gleichzeitigen Brief an Professor Müller habe ich diesen gebeten, Dich hierher zu begleiten, was er, da ich ihm ein ziemlich interessanter Fall bin, hoffentlich nicht abschlagen wird.“

In diesem Sinne grüße ich Dich herzlichst als  
Dein Onkel Alfred.“

Als Ina diesen Brief gelesen, war ihr sonderbar zumute. Es wehte ihr wie Heimatluft aus den wenigen Zeilen des Onkels entgegen, und mit einmal war Alfred Kornblum wieder der gute liebe alte Onkel, den sie stets wie einen zweiten Vater betrachtet hatte.

Nicht lange brauchte sie auf das Erscheinen des Professors zu warten. Er hielt ihr seinen von Alfred Kornblum erhaltenen Brief entgegen und fragte scherzend:

„Nun, wird man ewig zürnen . . .?“

„Wie soll ich Ihnen dafür danken,“ rief Ina impulsiv, „daß Sie mir in der schwersten Lage meines Lebens so selbstlos zurechtgeholfen haben, Herr Professor?“ — Der zuckte die Achseln und lächelte geheimnisvoll:

„Vielleicht wird sich dafür eine Gelegenheit früher finden, als Sie ahnen, mein gnädiges Fräulein. Doch jetzt dürfen wir nicht länger säumen. Meine edelste Pflicht ist es, Sie so schnell wie möglich unter die schützenden Fittiche Ihres Herrn Onkels zu bringen.“

Also ließ sich Ina Mohr von dem Professor Müller von Hamburg „nach Hause“ bringen — in die Heimat, nach der sie sich ja eigentlich vom ersten Tag ihrer Reise nach Hamburg an immer gesehnt hatte. Sie überließ dem Professor in allem die Führung und folgte seinen Maßregeln willenlos wie eine Träumende. Es war, als sei ihr alles gleichgültig.

Als sie in der Heimatstadt angelangt waren und auf dem Bahnsteig Alfred Kornblums schwächliche Gestalt sichtbar wurde, schlug ihr aber doch das Herz. — Und als Kornblum, während

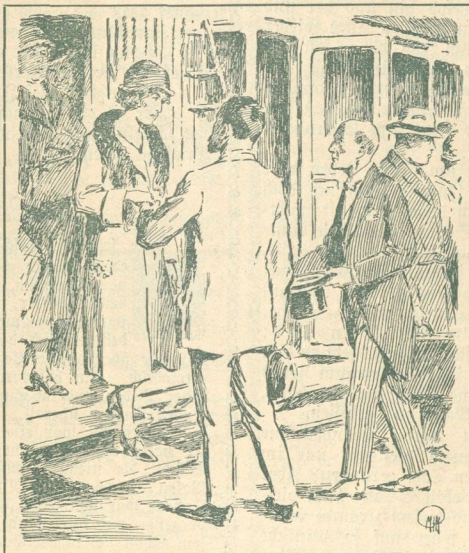
Herr Müller ihr aus dem Bahnabteil half, grüßend den Hut zog und auf Ina zutrat, erschraf er seinerseits über ihr geisterhaftes Aussehen.

Er bot ihr den Arm, um sie zum Auto zu führen, und merkte, daß Ina trotz des warmen Sommertages fröstelte. Das waren die Vorboten zu einem Nervenfieber, welches in dem Augenblick, als Inas Willenskraft nachgelassen hatte, naturgemäß als Reaktion einsetzte.

Sowohl Kornblum wie der Professor redeten ihr, in der Villa angelangt, eifrig zu, sich sofort zu Bett zu begeben.

Ina war krank. Tagelang kämpfte ein junges Menschenleben einen schweren Kampf. Es war, als hätte auch bei ihr — und das ernsthaft — der Tod seinen Besuch gemacht.

Sie rief in ihren Fieberphantasien bald nach Kornblum, bald nach Krampe, und bisweilen murmelte sie auch Müllers Namen oder sagte etwas von „Professor“ oder ähnliches. In ihrer Einbildung durchlebte sie die aufregenden Tage in Hamburg noch einmal, besonders jenen,



## Don Lieb' und Leide

Wir gingen durch den Sommerwald,  
Allein wir beide —  
Da sang die Nachtigall ihr Lied  
Don Lieb' und Leide.

Wohl sang sie es. Wir hörten's kaum  
In unsrer Freude.  
Was wußten wir in jener Zeit  
Don Lieb' — und Leide?

Nun bist du fort. Ich irr' allein  
Durch Wald und Heide,  
Und immer klingt in mir das Lied  
Don Lieb' und Leide. Margret

an dem sie den Ring und die Kette verkaufte und das Leben ihr nichtern und kalt die scharfen Zähne zeigte. Angstvoll fuhr sie im Bette hoch und rief im Fieber Professor Müller zu Hilfe gegen den Mann, der sie betrogen habe und ein Verbrecher sei.

Fräulein Menz teilte sich mit einer Krankenpflegerin gewissenhaft in die Pflege der Kranken, weil sie richtig empfand, daß es Kornblums Wunsch war, an Jna gutzumachen, was er verfehlt hatte. Der Kommerzienrat ging mit gequältem Gesichtsausdruck ruhelos hin und her und hatte, nachdem Professor Müller am nächsten Tage wieder abgereist war, nur eine Sorge, die um Jna, die er fast drei Wochen lang dem unbarmherzigen Leben in Angst und Armut preisgegeben hatte, bis sie krank und gebrochen „nach Hause“ gekommen war. Und er schwur sich, daß sein Haus nun im wahrsten Sinne für Jna zum Elternhaus werden sollte.

Ja, Alfred Kornblums Sorge um Jnas Leben war groß. — Glücklicherweise trug die Jugend schließlich doch den Sieg über den grauen Schatten davon, der oft nächtlich an ihrem Bette saß und jener Schauergestalt, die einstmals den Onkel besucht und bis ins Mark erschreckt hatte, unheimlich glich. „Da ist er ja, so haltet ihn doch, packt ihn doch!“ hatte sie mehrmals aufstehend gerufen, und auf des am Krankenbett weilenden Onkels erregte Frage: „Wen, wen?“ zurücksinkend geantwortet: „Den Tod, den Tod!“ Er zeigt auf den Geldschrank; jetzt geht er hin, jetzt öffnet er ihn!“ So sah sie im Fiebertraum jenes Gespenst, das Alfred Kornblum seine Visite gemacht hatte, um ihn als einen halbgelähmten Mann zu verlassen.

Dem Kommerzienrat kamen dann unangenehme Erinnerungen. Hatte auch er damals vielleicht nur im Fieber gelegen und mit dem richtigen Tode gerungen? Aber das Geld? Wo war das Geld geblieben? Hatte Jna vielleicht es doch an sich genommen und diesem Krampfe übergeben, und wagte nun, nachdem jener auf so peinliche Weise entlarvt war, nicht, diese Tat einzugestehen? Aber einerlei! Geld? Was war Geld? Konnte Geld glücklich machen, wenn man einsam ohne menschliche Liebe dahinlebte? Mochte sich das Geld befinden, wo es wollte, die Hauptsache blieb, daß seine liebe kleine Jna wieder gesund wurde.

Ganz langsam erholte Jna sich wieder. Als sie dann eines Morgens im Liegestuhl vor der geöffneten Flügelthür, die zum Garten führte, in der Sonne saß und die lang entbehrte weiche, warme Sommerluft in sich hineintrank, da saß auf einem Socker ihr zu Füßen, Alfred Kornblum, gerührt, fast hilflos. Durch die letzten Erlebnisse war sein Gewissen, so sehr er sich anfangs dagegen gestraubt hatte, geweckt und empfindlicher geworden, und er glaubte, es nur dadurch beruhigen zu können, daß er Jna glücklich und zufrieden wußte.

Seine Nichte aber äußerte keine Wünsche.

Sie ließ die Sonne in ihrem goldblonden Haar spielen, hatte verträumte große Mädchenaugen und — schwieg. Dazwischen schenkte sie dem Onkel, der Hausbame, ja eigentlich jedem, der sich nach ihrem Befinden erkundigte

kam, ein stilles Lächeln, wie es ihr von den Krankheitstagen her eigen war. Aber es war nicht jenes glückliche Lächeln heimlicher Liebe, es war ein müdes Lächeln, das um Verzehrung und Duldung bat. Die Räume, in denen sich das junge Mädchen wieder ins Leben zurücktafelte, hatten seit Jahren nicht soviel Blumenpracht beherbergt wie in den Tagen ihrer Genesung.

Eines Tages aber tat Jna eine Frage, die ihr schon lange, lange auf den Lippen geschwebt hatte, und die sie nur deshalb nicht ausgesprochen hatte, weil sie sich zu schwach fühlte.

„Wann ist Herr Professor Müller abgereist, Onkel Alfred?“

Der Kommerzienrat freute sich über Jnas wiedererwachtes Interesse am Leben und berichtete unständlich, daß der Professor zu seinem größten Bedauern schon am nächsten Tage nach seiner Ankunft wieder habe abreisen müssen, die besten Wünsche für Jnas Gesundheit zurücklassend.

„Ist er wieder nach Hamburg gefahren?“ fragte Jna. „Ich wollte dich nicht anstrengen, Jnachen,“ entgegnete Alfred Kornblum, „darum habe ich dir nichts von seinen Unternehmungen für uns mitgeteilt.“

„Für uns?“ fragte Jna verwundert.

„Wird es dich auch nicht anstrengen?“ fragte Kornblum besorgt.

Jna schüttelte den Kopf:

„Nein, rede nur, Onkel Alfred. Ich möchte gern wissen, was sich seit meiner Rückkehr aus Hamburg ereignet hat.“

Kornblum stand auf.

„Dann ist es das Beste,“ sagte er, „ich hole dir seinen Brief, den er von Berlin aus an dich geschickt hat.“

„An mich?“ rief Jna. „Und aus Berlin?“

„Er ist gestern angekommen,“ sagte der Kommerzienrat lächelnd und ging nach seinem Arbeitszimmer, um den Brief zu holen. (Fortsetzung folgt.)

## Conore Eh

(Nachr. verboten.)

Eine seltsame Geschichte von A. Hottner-Grefe.

Eden Abend kam der ehemalige General Achim von Behleben zu seinem Freund Hubert Eh. Die beiden Güter, welche die alten Herren bewirtschafteten, lagen weit draußen in der Ebene. Ringsum dehnten sich die Felder. Wiesen waren wie grüne Teppiche über die dunkle Erde breitet. Das Gutshaus war altmodisch. Ein halbverwilderter Garten rauschte seine heimlichen Lieder, und im Sommer blühten bunte Blumen in leuchtenden Farben überall.

Hubert Eh war ein kleiner, behaglich anscheinender Mann. Er hatte viele Liebhaberinnen, steckte tief in Büchern, schrieb Stücke, die niemals aufgeführt wurden, und sammelte alte Vasen, Döschen und Nippes mit großem Eifer. Vor langen Jahren war ihm seine Frau gestorben, aber er konnte sie nicht vergessen und blieb seither ein Einsamer. Doppelt einsam, als sein Sohn sich in der Hauptstadt eine Stellung begründete und dort heiratete. Das junge Paar hatte ein Kind, ein ganz eigenartig schönes, dunkles Mädchen, welches nach der verstorbenen Großmutter Leonore getauft und Conore gerufen wurde. Diese kleine Conore verlor beide Eltern innerhalb weniger Tage und kam dann zu ihrem Großvater Eh. Je älter sie wurde, desto schärfer trat die ganz außerordentliche Ähnlichkeit mit der so früh verstorbenen Großmutter hervor.

Auf dem Schreibtisch des alten Herrn stand ein liebevoll ausgeführtes Miniaturbild seiner Frau. Ein sehr gutes Bild, gemalt kurz vor ihrem Tode. Wenn die Sonnenstrahlen darüber hinhüschten, dann schien es, als begänne dieser schmale, seine Mund zu lächeln, als glimme ein Leuchten auf in diesen Augen, die so ruhig hinwegsehen über den einsamen Mann am Schreibtisch.

Wenn Achim von Behleben von seinem nahen Besit überkam, dann blieben die beiden Freunde immer in diesem Raum, wo noch jetzt, nach so vielen, vielen Jahren, die Tote eine Art von Herrschaft auszuüben schien. Hier hatte sie dereinst ihr eigenes Reich gehabt. In einer Ecke stand ihr kleines Empiresofa, umgeben von den zierlichen Sesseln. Während des Tages steckte alles unter grauen Leberzügen. Aber wenn am Abend der alte General kam, dann riß die jetzt neunzehnjährige Conore mit triumphierender Gebärde die Hüllen ab. Sie liebte

die frohen Farben, die noch glänzten wie ehemals. Die eingewebten Blumen leuchteten auf dem roten Grund, die Verzerrungen glänzten. Lonore rückte das dreibeinige Tischchen zurecht, wusch über die Köpfe und stellte die Figuren des kleinen, unarten Schachspiels auf.

„So,“ sagte sie und schüttelte das dunkle Haar, das in Locken um ihr blaßes, schönes Gesicht hing, „so! Nun kam Großmutter kommen.“

Sie machte vor dem Bild einen kleinen Knicks und lief hinaus.

Dann kam die große Stille.

Die Herren spielten ihre Partie, und wenn sie an den feinen Römern nippten, welche Lonore gefüllt hatte, dann stießen sie manchmal schweigend an und blickten hinüber zum Wilde.

Zwei weiße Köpfe nickten der blühenden jungen Frau zu.

„In memoriam —“

Sie lächelte still und gleichmäßig. Und die beiden seufzten ein wenig. Sie waren alt geworden, und die, welche einst zwischen ihnen ging, war so jung geblieben.

Draußen im Garten sang Lonore.

„Sie hat auch ihre Stimme,“ sagte Achim von Beyleben. Er rückte dabei seine Krönung auf ein falsches Feld, und seine schlante Hand zitterte.

„Ja, sie ist überhaupt ganz wie sie! Derselbe Mensch kommt noch einmal zur Erde. Ist das nicht ein Wunder?“

So saßen sie, die beiden Alten, und die Zeit rann. Das Leben stand hier ein wenig still.

Aber just in den lachendsten Frühlingstagen kam es plötzlich herein, dieses Leben, wie eine Meereswoge. Ein junger Verwandter sagte sich an zu einem längeren Besuch. Ein Arzt, der die letzten drei Jahre in Indien zugebracht hatte, um dort mancherlei zu lernen.

Nun war er da.

Doktor Wolf Dieter gewöhnte sich schwer hier ein. Er hatte zu vieles erlebt und gesehen. Das Dasein in seiner ganzen Bunttheit hatte er mit festen Händen gefaßt und ihm tief in die rätselhaften Augen gesehen. Aber die Stille hier tat ihm wohl.

Und Lonore . . .

Lonore schien ihm das lieblichste Rätsel des Lebens. Sie war so weltfremd, so naturvertraut. Und so ganz erfüllt von einer hinreißenden Gut, von einer tiefen Leidenschaftlichkeit.

„War die Großmutter . . .“ Wolf Dieter wies nach dem Wilde, „diese ewig junge Großmutter, der sie so ganz gleicht, wirklich vollkommen so wie Leonore?“

Es war an einem schwülen Abend. Man sah noch spät zusammen. Die Fenster nach dem Garten waren geöffnet. Eine Welle von schwerem Erdgeruch quoll herein. Groß stand der Mond am klaren Himmel. Etwas Geheimnisvolles lockte.

„Ja,“ sagten die beiden Freunde wie aus einem Munde. Und Hubert Ey fügte hinzu:

„Ihre Seele ist noch einmal zurückgekehrt zu uns und hat sich den gleichen Körper aufgebaut.“

Der Arzt trat ganz nahe an das Bild heran und betrachtete es genau.

„Für wen wurde es einst gemalt?“ fragte er nach einer Pause. „An wen kann sie gedacht haben, als sie dem Maler sah?“

Achim von Beyleben stand auf. Seine hohe, sehr schlante Gestalt war nicht straff. Sein hübn geschwümmtes Gesicht unter dem weißen Haar schien jetzt sehr blaß.

„Wer kann das wissen?“ sagte er. „Das Bild fand sich nach dem Tode der jungen Frau. Kein Mensch wußte, daß sie sich malen ließ. Der Name des Künstlers fehlt und somit alle Anhaltspunkte.“

„Für wen sollte es sein?“ fragte Hubert Ey. „Sie war meine Frau. Es war natürlich für mich bestimmt. Wahrscheinlich als Ueberraschung. Und vor mir hat sie gedacht, als sie dem Künstler sah, das könnte ich fast mit Bestimmtheit behaupten.“

Beyleben antwortete nicht.

Dieter aber fragte:

„Waren Sie verwandt mit dem Original dieses Bildes, Herr von Beyleben?“

„Verwandt? Nein. Wir lernten uns erst kennen, als der Freund meiner Kindheit, Hubert Ey, sie geheiratet hatte.“

„Eine Liebesheirat natürlich?“ klang die ruhige Stimme des Arztes nach einer Weile. Hubert wiegte nachdenklich den Kopf.

„Ja und nein. Von meiner Seite aus vollständig. Wir kannten uns schon lange. Und vor mir hat sie bestimmt niemanden geliebt. Sie war eine Waise und reichte mir gern ihre Hand. In unserer Jugend rechnete man nicht mit den großen Leidenschaften. Nur, wie gesagt, ich . . .“ er suchte nach Worten, „für mich war sie geradezu die Einzige.“

Er schwieg und sprach erst nach einigen Minuten weiter.

„Sie war immer sehr gleichmäßig. Ich glaube, sie konnte nicht recht aus sich heraus. Und eben deshalb gäbe ich viel

darum, wenn ich die Gedanken wissen könnte, die damals hinter ihrer Stirn kreisten, als das Bild gemalt wurde. Denn in den Augen dieses Bildes liegt ein Ausdruck, den ich nicht kannte, etwas Verhaltens, Rätselhaftes.“

„Wollen Sie das wirklich?“ fragte Dieter. „Man lernt so manches in fernem Ländern, was dort längst bekannt ist, während es sich hier erst langsam ein Recht erobert. Soll ich einen Versuch machen? Aber ich brauche Lonore dazu! Können Sie sich mir ganz anvertrauen? Soll ich die Seele, die aus dem Körper einer anderen entwichenen Seele, welche sich in Ihnen eine neue Heimat suchte, zurückführen auf die dunklen Wege der Vergangenheit?“

„Nein,“ sagte Achim von Beyleben, „tun Sie es nicht! Das soll nicht sein!“

Aber Lonore hatte schon ihre Hand in die des Arztes gelegt.

„Führen Sie mich nur,“ sagte sie, „ich folge Ihnen gern.“

Ein Schweigen legte sich über den Raum. Man hörte nichts als das Knirschen des Bindes in den Nestern der Bäume und das heimliche Loden eines kleinen Vogels.

Dieter hatte die Lampe abgedreht. Der Mondschein fiel gerade auf die beiden Köpfe: auf den gemalten des kleiner Bildes und auf den der jungen Lonore, welche mit geschlossenen Augen in ihrem Sessel saß.

Wie noch war die Ähnlichkeit überraschender zutage getreten.

„Ist das noch unsere Lonore, unser Kind?“ flüsterte Ey.

„Oder ist es jene, die schon lange schläft?“

Beyleben sah unverwandt auf das Bild. Es war, als hielte er eine geheime Zwiesprache mit der Toten. Er stand knapp neben Ey, fast als wolle er ihn vor etwas beschützen.

Der Arzt sagte leise ein paar Worte:

„Woran . . . woran hast du gedacht?“

Die junge Lonore stand auf. Die Lider lagen immer noch über den Augen. Aber sie ging nicht tastend oder unsicher. Ganz lose nur lag ihre Hand in der des Arztes. Geradeswegs schritt sie auf die beiden alten Herren zu. Noch fester drückte Ey sich an den Freund. In ihm war jetzt etwas wie Furcht.

Achim von Beyleben aber sah mit weit offenen Augen der schlanken, hellen Gestalt entgegen.

„Ich liebe dich!“ sagte Lonore mit ihrer weichen, tiefen Stimme. „Ich liebe dich, wie man es nur einmal kann im Leben. Ich denke an dich, mit allen meinen Gedanken, ich bin bei dir in meinem tiefsten Traum. Und meine Seele wird die deine suchen einst in der Ewigkeit — und wird sie finden.“

Sie wollte noch einen Schritt weiter vortreten gegen die beiden Freunde. Zu welchem sprach sie? Welchen meinte sie?

Ihre schmale Hand hob sich. Wollte sie wirklich nach dem Arm Achim von Beylebens fassen? Aber der war schon einen halben Schritt seitwärts getreten. Und Hubert Ey streckte seine Hand aus nach den Fingern des Mädchens, in der vollen Ueberzeugung: mich suchst sie, diese Hand aus dem Geisterreich.

„Genug,“ sagte Dieter.

Ein paar Minuten später flammte das Licht wieder auf. Ein wenig blaß sah die junge Lonore in ihrem Sessel. Dicht neben ihr stand der alte Ey.

„Kind,“ sagte er erschüttert, „Kind, was gibt es für Geheimnisse und Rätsel! Aber es war ein tiefes Glück, das diese Stunde mir brachte; mehr Glück vielleicht, als je das Leben mir geboten hat. Denn daß sie so für mich empfand, das ahnte ich nicht.“

Achim von Beyleben stand noch immer am Fenster. Draußen spannte die Nacht ihre dunklen Schwingen weit aus über die träumende Erde. Zu den Sternen hinauf sandten die tiefen, leidenschaftlichen Augen des alten Mannes einen Gruß. Einen Gruß an eine Seele, die noch einmal über die Erde gehuscht war, um ihm einen letzten Tropfen Menschenglück zu schenken.

## Viktor v. Scheffel und seine Fehden mit den Fischern der Insel Reichenau

Die Bewohner des Bodensees wissen gar manches Stücker aus dem Leben des Heimatdichters zu erzählen. Es war nicht immer leicht, mit Viktor v. Scheffel im Frieden zu leben, und wer einmal in Mißkredit gefallen war, der brauchte sich nicht mehr weiter um einen erträglichen Frieden zu bemühen. Eine besonders hartnäckige Feindschaft bestand zwischen dem Dichter und den Fischern der Insel Reichenau. Viktor v. Scheffel lebte bekanntlich lange Jahre auf seinem Landgut Mettnau bei Radolfzell am Bodensee. Sein Besitz bildete eine langausgestreckte Halbinsel, und seine Nachbarn überm Wasser waren eben die Bewohner der Insel Reichenau. Der Gutsherr hielt strenge auf sein „Sohheitsgebiet“ der Halbinsel Mettnau, aber die Reichenauer Fischer kümmerten sich herzlich wenig darum. Sie fuhren bei Hochwasser über das Scheffelsche Sohheitsgebiet und warfen ihre Netze aus, sie landeten zur

Mittagszeit an den idyllischen Ufern der Mettnau und machten Rast, ja, sie erfrischten sich sogar, Pfähle in den Boden zu schlagen und daran ihre Netze aufzuhängen. Viktor v. Scheffel ging erst gerichtlich gegen die Fischer vor. Nachdem er aber von Seiten des Gerichtes auf die alteingesessenen Rechte der Reichenauer gefahren und schnitt ihnen die zum Trocknen ausgespannten Netze kurz und klein. Als die Fischer am nächsten frühen Morgen an den Ufern der Mettnau anlegten, da vernahm er mit großem Wohlbehagen das Wehklagen der Reichenauer Fischer: Viktor v. Scheffel war schon in aller Herrgottsfrühe in die Schiffslandschaft hinausgestiefelt und wartete der Dinge, die da nun kommen sollten im Schutze eines alten Baumstumpfes ab. Die Reichenauer hielten Kriegsrat und waren sich darüber einig, daß nur der Herr der Mettnau als Löter in Frage kommen kann. Sie bestiegen ihre Schiffe in heftigster Erregung, und die ganze „Flottille“ fuhr nach dem Scheffelschen Schloß Mettnau, alldo eine Abordnung von sonnenverbrannten Fischern den Gutsherrn im guten zu einer Erziehung des entstandenen Schadens auffordern sollte. Aber der schadenfreudige Dichter blieb in seinem sicheren Versteck und seine still-buldende Gemahlin trat den erregten Fischern allein entgegen. Mit guten Worten suchte sie die gebräunten Männer zu beruhigen, aber diese waren zu empört über das ihnen zugestohene Verbrechen. Sie klagten gegen Viktor v. Scheffel. Letzterer wurde verurteilt und mußte den Fischern neue Netze kaufen. Durch Schaden ist darauf auch unser Dichter klug geworden, und er vermied fortan jede Berührung mit seinen Reichenauer Nachbarn. Aber an einem sonnigen Herbstnachtsmittag sollte sein unerbittlicher Haß gegen die Fischer reichliche Vergeltung wegen der erlittenen Demütigung finden. Viktor v. Scheffel saß in seiner Jagdhütte am See. Die Hütte selbst hatte er sich auf einer mächtigen Weide erbaut zum Entenschützen. Nie hat er dieses Baumhaus bestiegen, ohne etliche Flaschen Wein und ein gutes Vesper mit sich zu führen. Behaglich saß er da oben und schaute in den weiten See hinaus. Plötzlich entdeckte er, daß ein Reichenauer Fischer kurz nach seinem in der Nähe liegenden Landungssteg nahm und sich auch aufsehends dem Lande näherte. Er traute kaum seinen Augen, denn der Fischer entstieg fluchtartig dem Kahn und — — glaubte sich ganz allein. Nun war die Stunde der Vergeltung für Viktor v. Scheffel gekommen: kurz entschlossen griff er zur Büchse, legte eine Patrone mit Salzförmern ein, zielte auf einen markanten Punkt der Uferlandschaft — ein Ausschrei, und ebenso fluchtartig war der Reichenauer wieder aus dem Höhegsgebiet der Mettnau und in seinen Kahn verschwunden. Alle Reichenauer Fischer erzählen heute noch, daß von dieser Zeit ab auch ihrerseits jede Berührung mit Viktor v. Scheffel peinlich vermieden wurde.

Karl Ferdinand Finns, Radolfzell-Mettnau.

### Wie Beethovens Mondschein-Sonate entstand

Von allen Schöpfungen Beethovens verdient ihrer tief-ergreifenden Entstehungsgeschichte halber die herrliche „Mondschein-Sonate“ der Erwähnung. Der große Meister ging eines Abends in der Umgebung Bonn's, wie gewöhnlich der Außenwelt ganz entrückt, nur den Schöpfungen seiner Werke nachhängend, als er aus einem kleinen Landhause auf einem Piano ein Bruchstück aus seiner F-Sonate spielen hörte. Aus seinem Sinuen erweckt, vernahm er die sanfte Stimme eines weiblichen Wesens, welches sagte: „Was möchte ich darum geben, könnte ich dieses Stück von jemand spielen hören, der ihm gerecht würde!“ Der Komponist blieb stehen, lauschte, und da er von einer kunstfertigen Hand seine Komposition spielen hörte, so zog es ihn mit unwiderstehlicher Macht in jenes Haus. Den Tönen folgend, stieg er die Tufen hinauf, öffnete die Tür eines Zimmers, trat ein und erblickte ein junges Mädchen am Klavier sitzend. Ohne sich umzusehen oder ihr Spiel zu unterbrechen, fragte die junge Dame der Eintretenden, ob er ihr Bruder sei, und nachdem sie das Stück beendet, bat sie ihn, näherzutreten, da er, wie er angäbe, ein Musiker, sie aber nicht instande sei, ihm entgegenzukommen. Beethoven leistete der Aufforderung Folge und hatte einen tieferschütternden Anblick. Vor ihm stand ein junges Mädchen von höchstens sechzehn Jahren, aus dessen rührend schönem Gesichtchen ein Paar blaue Augen weit geöffnet und glaslos ihm entgegenstarrten. Er konnte nicht zweifeln, er stand einer Blinden gegenüber. Dieses Mittel erfüllte das Herz des Künstlers und entriß ihm einen Ausruf des Schmerzes; derselbe war hinreichend, das seine Gehör der Blinden zu überzeugen, daß er ihrem Spiele und ihrem Ge-

brechen ein wärmeres Interesse entgegenbringe. Sie teilte dem Fremden mit, daß seit zwei Jahren, wo eine schwere Krankheit sie des Augenlichtes beraubt habe, die Musik ihre einzige Trösterin gewesen und sie ohne diese schon vor Verzweiflung gestorben wäre. Der Meister entschuldigte sein Eindringen durch den Zauber, welchen ihr Spiel auf ihn ausgeübt habe, und leistete ihrer Bitte, sich an das Instrument zu setzen und der F-Sonate, welche sie nur nach dem Gehör spielte, einmal vom Blatte Ausdruck zu geben, gern Folge. Er setzte sich an das Klavier; eine Träne rollte langsam seine Wange herab; die tief schmerzlichen Gefühle, die ihn erfüllten, schmolzen in seelenvollen Elegien. Ein Freudenschrei entrang sich den Lippen des Mädchens: „Beethoven!“ In diesem Augenblick huschten die silbernen Strahlen des Mondes durch das Fenster und fielen weich auf das Antlitz des jungen Mädchens. Tief ergriffen erklärte Beethoven, daß er ihr, die den Mond nicht sehen könne, den Mondschein habe spielen wollen, und aus diesem Grund hat die Nachwelt jene unsterblichen Melodien die „Mondschein-Sonate“ genannt.



### Belauscht

Heut' hab' ich ganz heimlich etwas gesehen. —  
 Erst sah ich ein weißes Klei'dchen wehen  
 hinten im Garten beim Rosenbusch,  
 Blüten kamen geflogen, husch husch,  
 Und setzten sich, jeglicher Führung beraubt,  
 Auf eines Mädchleins goldblondes Haupt.  
 Und wie ich näher hinschau — ei, ei,  
 Da steht ja sogar mein Bub dabei! [H'schen]  
 Mein Bub (sonst spielt er so gern noch Verstecken und  
 Steht hier, um — heimlich Küsse zu naschen.  
 Ich denke, die Welt muß sich um mich dreh'n,  
 Das — das muß ich von meinem Jungen sehn!  
 Siebzehn Jahre mit Fleiß ihn erzogen,  
 Und nun die Rechnung: betrogen, betrogen!  
 In meinem Herzen brodel't's und koch't's,  
 In me nen Schläfen hämmert's und poch't's.  
 Das darf ich als Mutter denn doch nicht leiden!  
 Ich will hinunter, zu stören die beiden.  
 Da — daß aber das au' grad' jetzt kommen muß —  
 Ein letzter, inniger, seliger Kuß,  
 Rosen wirft ihr der Bub in den Schoß —  
 Doch dann, dann reißt er gewaltsam sich los  
 Und ist gegangen, fast fortgerannt.  
 Ich aber stütz' sinnend den Kopf in die Hand. —  
 Und hab' am End' halt doch leise gelacht:  
 Was hat denn der Bub gar so Schlimmes gemacht?!

Grete H.



# Märzener Anzeiger

Wöchentliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich zweimal Mittwoch und Sonnabend mit den illustrierten Beilagen.  
„Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“  
Bezugspreis für einen Monat:  
Bei der Geschäftsstelle und den Postämtern 0.85 Mk.

Schriftleitung: Wihl. Sauer in Köhleben.  
Druck, Verlag und Briefadresse: Laurische Buchdruckerei, Köhleben.  
Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufmann Weig, Markt 84/35.  
Fernsprecher: Amt Köhleben Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22832

Anzeigen kosten: die 48 mm breite Millimeterzeile 5 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Beilagenblatt 15 Pf.  
Anzeigenannahme an Drucktagen bis 12 Uhr mittags.  
Bankkonten:  
Stadtpostkasse Nebra — Bankverein Artern.

Nr 68

Mittwoch, den 25. August 1926.

39. Jahrgang.

## Marg über Außenpolitik.

Eines der wichtigsten Ereignisse der augenblicklichen Außenpolitik ist die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee. Diese Besetzung ist ein Beweis für die Unfähigkeit der französischen Regierung, die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee zu verhindern. Die Besetzung von Vercennes ist ein Beweis für die Unfähigkeit der französischen Regierung, die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee zu verhindern.

Die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee ist ein Beweis für die Unfähigkeit der französischen Regierung, die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee zu verhindern. Die Besetzung von Vercennes ist ein Beweis für die Unfähigkeit der französischen Regierung, die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee zu verhindern.

Die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee ist ein Beweis für die Unfähigkeit der französischen Regierung, die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee zu verhindern. Die Besetzung von Vercennes ist ein Beweis für die Unfähigkeit der französischen Regierung, die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee zu verhindern.

## Hindenburg in Bayern.

Wesentliches Ereignis der Außenpolitik ist die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee. Diese Besetzung ist ein Beweis für die Unfähigkeit der französischen Regierung, die Besetzung von Vercennes durch die französische Armee zu verhindern.

Rubenbauer von der Reichsessenbahngesellschaft und Oberregierungsrat Bernreuter von der Polizeidirektion München eingehenden. Der Sonderabzug des Reichspräsidenten wurde am 25. August 1926 abgehoben. Der Sonderabzug wurde am 25. August 1926 abgehoben.

## Der griechische Staatsstreich.

General Kondilis an der Macht. Wieder einmal haben sich über Nacht die seit Jahren schwebenden Verhältnisse in Griechenland geändert. Der griechische Staatsstreich wurde am 25. August 1926 abgehoben.



Kondilis.

Das Telegramm, das die Kriegsverwaltung sowie die übrigen Ämter. Kriegsminister General Terzidis ließ sich nach der Rückkehr der griechischen Republikanischen Garde, die als Pangalosstreife galt, um den Aufstand militärisch entgegenzutreten. Er wurde jedoch unmittelbar bei dem Betreten der Kaserne verhaftet.

## Pangalos' Gefangenname.

Der bisherige Nachbater Pangalos wohnte seit mehreren Wochen auf der Insel Syfakia und hatte das Kriegsschiff „Bergamos“ zu seiner Verfügung. Außerdem verfügte er über ein Flugzeug. Nachdem er erfahren hatte, dass Admiral Konstantinos seine Verhaftung angeordnet habe, verließ er im Eilzuge die Insel, wurde aber daran durch den Gouverneur der Insel gehindert, der bereits seinen Verhaftungsbefehl erhalten hatte.

Pangalos wurde auf das Kriegsschiff gebracht, das kurz nach Athen nahm. Unverzüglich gelang es Pangalos, den Kommandanten des Schiffes für seine Sache zu gewinnen und ihn zur Ausreisung zu veranlassen. Mehrere Wasserflugzeuge, die das Schiff begleitet hatten, nahmen sofort die Verfolgung auf, ebenso zwei Torpedobootzerstörer. Dem Zerstörer „Aron“ gelang es, das Kriegsschiff „Bergamos“ zu überholen und Pangalos zu verhaften. Der Zerstörer „Aron“ fuhr mit Pangalos am Bord in Korinth eintrifft. General Kondilis erklärte, er werde Pangalos vor ein Kriegsgericht stellen.

## Proklamation an das Volk.

Militärflüge waren über Athen eine Proklamation der neuen Machtübernahme, in der die Abschaffung der Monarchie und die Einführung eines neuen Regimes, das die gesetzliche Ordnung und die verfassungsmäßige Freiheit wiederherstellen soll, angekündigt werden. Binnen acht Monaten sollen Parlamente gewählt werden.

## Sprengen des Reichs.

„Mehr Berücksichtigung für den Osten.“ Am 23. August 1926. Im Stadthaus fand zu Ehren der Vertreter der Reichs- und Staatsbehörden, die zur Eröffnung der 13. Deutschen Kammer nach Bonn abgereist waren, ein Essen statt. Oberbürgermeister Dr. Schönerer begrüßte die Gäste, insbesondere den preussischen Landwirtschaftsminister Zietzner, und führte aus, Sprengung habe durch Verhandlungen für die Einleitung der Reichs- und Staatsregierung nach Berlin, solange dies die Staatserhaltung und die deutsche Einheit nicht gefährde, die besten Stellen wieder für den Osten gerichtet werden, wo insbesondere die Verfallener der Reichs- und Staatsgrenzen für die Dauer geschaffen werden sollten, mit denen sich Sprengung niemals abfinden könne. Der Osten sei die Zukunft des Reiches, und die Verantwortung für die Unterhaltung des Reiches müsse auf den Reichs- und Staatsbehörden liegen, die die Verantwortung für die Unterhaltung des Reiches übernehmen. Die Verantwortung für die Unterhaltung des Reiches müsse auf den Reichs- und Staatsbehörden liegen, die die Verantwortung für die Unterhaltung des Reiches übernehmen.

## 65. Deutscher Katholikentag.

Versammlung in Breslau, 23. August. Am dem großen Heiligenschein unter freiem Himmel, der Sonntag die eigentliche Einleitung des Katholikentages bildete, nahmen gegen 80.000 Personen teil. Am 23. August 1926 fand in Breslau der 65. Deutsche Katholikentag statt.